

Rekord oder des neuen BMW 1600. Auch kulinarisch war vieles anders. Beim Frühstück tunkten wir gebutterte Baguette in die Schokoladenmilch, zu Mittag gab es würzige „Pâtes“ oder – ganz exquisit – Couscous. Für den Nachmittags-Snack wurde ein Riegel Bitterschokolade in ein Stück Baguette geschoben. Heute fahren wir mit unseren Kindern nach Frankreich und merken kaum, wann wir die Grenze passieren, nutzen dieselbe Währung.

Relativ früh machte ich meine ersten Erfahrungen mit deutsch-französischen Dissonanzen. Mit 11 Jahren zogen wir nach Schweden und ich wechselte vom deutschen ins französische Schulsystem. Meine Aussprache war noch so deutsch, dass ich auf dem nun französischsprachigen Schulhof als „kleiner Hitler“ beschimpft wurde. Und während meiner ersten Skifreizeit stritt ich mit meinem besten Freund, der mich als „Boche“² bezeichnete. Ich verstand zwar das Wort nicht, aber sehr wohl, dass er es nicht gut mit mir meinte. Nur woher kannte mein 12-jähriger Klassenkamerad diesen Ausdruck, wenn nicht aus Gesprächen der Erwachsenen bei sich zu Hause?

Andere Bilder im Kopf, andere Klänge im Ohr. Als ich mit 16 nach Frankreich zog, liefen französische Chansonniers im Radio. Brel, Brassens, Ferrat, Gainsbourg, Maxime Le Forestier, auch Véronique Sanson, Piaf oder Barbara waren zu hören. Diese waren so sehr Teil der Kultur, dass ich beim Abitur, dem „Baccalauréat“ im Fach Französisch einen Text von Brassens zu kommentieren hatte. Hingegen kennt in Frankreich keiner die Vertreter der Neuen Deutschen Welle. Lediglich „Kraftwerk“ schaffte es über die Grenze. Bis heute wundert mich die strikte Klangtrennung beim Überschreiten der Grenze. Als Johnny Halliday 2017 starb, versammelte sich eine halbe Million Menschen in den Straßen von Paris hinter seinem Sarg. Wer kennt schon „Johnny“ in Deutschland? Grönemeyer oder Westernhagen können ebenso unbekümmert in Frankreich spazieren gehen wie Johnny oder Jean-Jacques Goldmann in Berlin. Mireille Mathieu – nur in Deutschland „Spatz von Avignon“ genannt –, Patricia

2 „boche“ ist ein Schimpfwort für Deutsche, welches vermutlich von „caboché“ (Dickschädel) abgeleitet ist und nicht vom Firmennamen Bosch. Der Begriff „boche“ wurde nämlich schon im deutsch-französischen Krieg 1870/71 verwendet, die Firma Bosch aber erst 1886 gegründet.

Kaas oder Reinhard Mey sind absolute Ausnahmen zu der Regel. Genau so geht es den Medienstars. Caren Miosga oder Claus Kleber haben natürlich ihre Pendants in Frankreich, die übrigens viel länger schon Frauen sind. Vor zwanzig Jahren hießen sie neben „PPDA“ (Patrick Poivre d'Arvor) Christine Ockrent, Anne Sinclair. Sie überließen ihre Plätze Claire Chazal und Anne-Sophie Lapix.

Ich bin zweisprachig, wahrscheinlich sogar bikulturell aufgewachsen. Und trotzdem habe ich ein typisch französisches Studium absolviert, welches in Deutschland nicht nachvollzogen werden kann. Im Nachhinein ist es erstaunlich, dass ich nicht einmal ein Semester in Deutschland studiert habe. Das Wichtigste aus französischer Sicht ist das Diplom von „Sciences Po“, einer in Frankreich als „Grande école“ bezeichneten Hochschule, was in Deutschland mit „Elite-Schule“ übersetzt wird. Nicht die Promotion, sondern die Aufnahme in eine solche „Grande école“ ist das oberste Ziel in Frankreich. Im Berufsleben werden Kollegen schnell davon erfahren, obwohl – anders als der Dokortitel – dieser Status nicht Teil des Namens ist und auch nicht auf der Visitenkarte steht. Gerne greift man zum Alumni-Verzeichnis, um Kontakte in anderen Unternehmen zu knüpfen. Dass ich „nebenbei“ Jura und Volkswirtschaft studiert und mit Master abgeschlossen habe, das Ganze mit gerade mal 23 Jahren, sorgt hierzulande nur für Kopfschütteln. Dank des Diploms einer „Grande école“ erhält man übrigens bei Einstellung ein höheres Gehalt. Ein Masterabschluss – in welchem Fach auch immer – ermöglicht dies nicht. Und eine Promotion schon gar nicht. In Frankreich führen nur Mediziner ihren Dokortitel. Eine Promotion in sonstigen Bereichen wirkt bei Bewerbungen sogar suspekt: Zieht der (promovierte) Bewerber vielleicht doch eine akademische Laufbahn vor, ist er für die konkrete Arbeitswelt brauchbar?

Das Studium mit 23 Jahren zu beenden, ist übrigens in Frankreich so weit verbreitet, dass der Beginn des Militärdienstes³ nur dann um ein letztes Jahr auf 23 Jahre verschoben werden konnte, wenn er dazu diente, das letzte Studienjahr zu vollenden. Wenn dem nicht so war, musste das Studium – bei aller Scham – unterbrochen werden.

3 Der Militärdienst war Pflicht und Zivildienst kaum möglich. Präsident Jacques Chirac hat 1996 beschlossen, die Armee zu professionalisieren, was 2001 auch umgesetzt wurde.

Mein Studium schloss ich bei Alfred Grosser ab und als ich in seine Geburtsstadt Frankfurt zog, war es mir ein Anliegen, eine Grosser-Gastprofessur an der Goethe-Universität einzurichten. In Frankfurt wohnte er gerne dort, wo er seine Kindheit verbracht hatte, in der Nähe des Palmengartens. Fern seiner öffentlichen Auftritte war es ihm wichtig, mit Schülern der kommenden Generation zu diskutieren. Deshalb hat ihn besonders gefreut, dass ein Gymnasium (in Bad Bergzabern) seinen Namen trägt. Diese Notwendigkeit der Versöhnung wird heute nicht mehr gesehen, weil glücklicherweise Frankreich längst nicht mehr als Gefahr („als Erbfeind“) wahrgenommen wird, sondern als Verbündeter.

Als ich nach ersten 15 Jahren Berufserfahrung mit französischen Banken nach Deutschland zog, wurde ich – allem bikulturellen Werdegang zum Trotz – von vielen deutschen Gewohnheiten überrascht. Es fängt mit der so unverblühten, direkten Ansprache von Mitarbeitern und der „exakten Pünktlichkeit“ an, geht mit der kollegialen Entscheidungsfindung weiter und endet mit der Umsetzung der entschiedenen Sache. Was in Deutschland beschlossen ist, wird im Konsens umgesetzt, fast ohne Widerspruch. In Frankreich fängt dann die Diskussion erst richtig an.

2. Deutschland und Frankreich – eine Geschichte immer neuer Herausforderungen

Die kreative Unordnung dort, die sorgfältig vorbereitete Sitzung hier. Das vielseitige Getränke-Angebot in Sitzungsräumen hier, der gemeinsame Gang zum Wasserbrunnen oder der Kaffeemaschine dort. Der abgeschottete Vorstand in Deutschland, der „PDG“ (Président Directeur Général)⁴ in der Kantine in Frankreich. Auch Wertschätzung drückt sich in beiden Ländern anders aus, angefangen mit dem Dienstwagen in Deutschland, dessen Hubraum dem Rang entsprechen muss, während in Paris auch der

4 In Frankreich gibt es zwei Führungsstrukturen: Der Vorstand mit Vorstandsvorsitzenden, wie in Deutschland, findet kaum Anwendung. Typisch sind Unternehmen mit einem Präsidenten und einem Generaldirektor, oft in Personalunion, dem „Président Directeur Général“.

Generaldirektor im Kleinwagen (wohlgemerkt mit Ledersitzen) schneller durch die Straßen eilt, usw.

Dass die Deutschen ihre Nachbarn als „Grande Nation“ bezeichnen oder von „einem Leben wie Gott in Frankreich“ sprechen, sorgt bei den Franzosen für Stirnrunzeln. Diese Formulierungen gibt es in der französischen Sprache nicht. Man denkt dann in Deutschland an das so prunkvolle Dekor des Elysée-Palasts im Vergleich zum nüchtern gehaltenen Ambiente von Schloss Bellevue oder Kanzleramt. Gerne vergisst man dabei, dass das Kanzleramt dreimal größer als der Elysée-Palast ist und sogar noch erweitert werden soll.

Das Narrativ der Geschichte ist bei identischen Fakten ebenfalls ein anderes. Beide Länder vereint der Stolz auf Karl den Großen. Versailles diente als Vorlage für zahlreiche deutsche Herrenhäuser. Die deutsche Kleinstaaterei war nicht auf Augenhöhe mit dem französischen zentralisierten Königreich, aber zahlreiche Fürsten und Könige wollten ihr kleines Versailles, angefangen mit den Schlössern Herrenchiemsee bis hin zum westfälischen Schloss Nordkirchen, dem Residenzschloss in Ludwigsburg und natürlich Schloss Sanssouci in Potsdam. Vieles änderte sich im 19. Jahrhundert mit der wachsenden Bedeutung des Königreichs Preußen, bis zu dessen Niedergang im Ersten Weltkrieg. Die Beschreibung des Ersten Weltkriegs war auch der umstrittenste Aspekt bei Redaktion des deutsch-französischen Geschichtsbuchs. Er ist der letzte große Sieg für die Franzosen, die vom „Großen Krieg“ („la Grande Guerre“) sprechen, und Grund zum Stolz. In Deutschland ist er Sockel allen Übels des 20. Jahrhunderts. „Dolchstoßlegende“ und große Inflation, bedingt durch die unmöglichen Auflagen des Versailler Vertrages, sind Ursache des Dritten Reichs. Kein Wunder also, dass es 100 Jahre nach Abschluss des Versailler Vertrages zu großen Feierlichkeiten in Frankreich kam, während in Deutschland das Ende des Ersten Weltkriegs nahezu totgeschwiegen wurde.

Dies sind nur einige Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich, die aber immer wieder zu Fehlinterpretationen oder enttäuschten Erwartungen führen. Sie sitzen auch heute noch tief in den Köpfen der Wirtschaftslenker und Politiker, wie ich es immer wieder in Gesprächen mit den Gastrednern der Deutsch-Französischen Gesellschaft feststellen kann. Der ehemalige Präsident des französischen Ethikrats, Professor Axel

Kahn, hob hervor, dass Frankreich und Deutschland ein ähnliches Moralverständnis haben, basierend auf der Norm, mit welcher jedes einzelne Vorhaben abgeglichen wird. Dies steht im Widerspruch zur angelsächsischen Welt. In Großbritannien werden Vor- und Nachteile abgewogen, und alles mit einer positiven Bilanz ist moralisch vertretbar. Der Große Imam von Bordeaux, Tareq Oubrou, zeigte, wie ähnlich die Schwierigkeiten der Integration der Muslime in beiden Ländern sind. Der ehemalige Premierminister und zuvor Professor der Wirtschaftswissenschaften, Raymond Barre, sprach von den Schwierigkeiten, in Frankreich den Ordoliberalismus zu erklären. Bernard Bajolet, ehemaliger Chef der französischen Geheimdienste und zuvor Botschafter Frankreichs in Ländern wie dem Irak oder Afghanistan, sprach von den doch noch sehr nationalen diplomatischen Bemühungen in den Krisengebieten. Und Alfred Grosser verweist gerne auf den vermeintlichen Widerspruch, dass Rechtsradikalismus geschichtlich in Deutschland verankert ist, aber heute in Frankreich politische Wirklichkeit ist.

3. Wozu nun deutsch-französische Geschlossenheit gefragt ist

Europa und die USA sind insbesondere seit Ende des Zweiten Weltkriegs eine Schicksalsgemeinschaft, die durch den Kalten Krieg zementiert wurde. Heute aber stellt sich vermehrt heraus, dass die Interessen auf beiden Seiten des Atlantiks unterschiedlich sind. Herausforderungen wie die Flüchtlingsströme aus Syrien, die uns von der Türkei abhängig machen, die mit der Corona-Pandemie offengelegten Lieferkettenabhängigkeiten von China oder der Ukraine-Krieg zeigen, wie verletzlich und abhängig Europa ist. In den kommenden zwanzig Jahren wird die Bevölkerung Afrikas um 500 Millionen wachsen. 500 Millionen mehr Menschen auf einem Kontinent, der seine Bevölkerung heute schon nicht ernähren kann. Dies macht eine neue Entwicklungspolitik erforderlich, um Arbeitsplätze in diesem Umfang vor Ort zu fördern.

Europa zu stärken, ist möglich und erforderlich, wie es jüngst die Entstehung des NextGenerationEU-Fonds gezeigt hat. Dafür müssen Deutschland und Frankreich ein gemeinsames Verständnis entwickeln,